№ 2. Allgemeiner 1842.

Oberschlesischer Anzeiger.

Vierzigster Jahrgang.

Abonnement für Ratibor und auswärts vierteljährlich nur 15 Sgr.

Insertionsgebühr für die gespaltene Zeile oder deren Raum 1 Sgr.

Den Debit für Auswärtige haben die Königlichen Postämter der Provinz gefälligst übernommen.

Die Annahme der Inserate besorgen die Hirtschen Buchhandlungen in Breslau, Ratibor u. Pleß.



Ratibor, Sonnabend den 8. Januar.

Breslau, vom 4. Januar. Auch die Künstlerwelt hat ihre Sagenkreise. Wer erinnert sich nicht an die abenteuerlichen Erzählungen, wie Paganini in schwerer Kerkerhaft sich zu einer Virtuosität aufgeschwungen haben sollte, die ihn später weltberühmt machte, wer nicht an die mährchenhaften Lebensereignisse, welche Ole Bulls Künstlerlaufbahn oder vielmehr seine Lehrjahre, dem geschäftigen Gerüchte nach, bezeichneten? H. W. Ernst, dessen meisterhaftes, unbeschreiblich seelenvolles Spiel uns gegenwärtig entzückt, müßte ein minder gefeierter Geiger sein, wenn sich nicht auch seiner schon die erfindungsreiche oder verschönerungssüchtige Sage bemächtigt hätte, bereit, seine dunklen Jugendjahre mit den buntesten Phantasiebildern ausgeschmückt, der Nachwelt zu überliefern. Der interessante, noch im blühendsten Lebensalter stehende Mann soll von einem berühmten Geiger in Sevilla abstammen, welcher einst, der drohenden Gluth des Scheiterhaufens entfliehend, sich nach Brünn rettete und daselbst in Dunkelheit und Noth noch lange kummerschwere Jahre lebte, bis er hochbetagt, aber seiner Kunst wie in besserer Zeit getreu, dort arm, verkannt, und vergessen starb. Auch Ernst, dessen eigentlicher Name ihm vielleicht selbst fremd ist, entwich in frühen Jahren den Seinen, aber freilich waren es nicht die nach ihm züngelnden Flammen eines lodernden Holzstoßes, welche ihn aus engen lastenden Verhältnissen vertrieben, sondern ein damals im hellsten Lichte flammender Stern am Horizonte der Kunstwelt, dem er, Nichts zu verlieren gewiß, und Alles zu gewinnen gewärtig, mit dem Segen einer einverstandenen alten Großmutter, dem Lebewohl der Geliebten, und seiner treuen Gefährtin und Begleiterin, der Geige, des Gottes in seinem Innern voll, freudig und zuversichtlich folgte. Sechs Jahre soll Ernst Paganini, dessen Ruhm damals seine schwindelndste Höhe erreicht hatte, von Ort zu Ort nachgezogen sein, und des Meisters Tönen begierig lauschend, seinen Künsten lerndurstig nachspürend, in schweigender Nacht unermüdet gespielt und geübt haben — bis er, zum Siege gewaffnet, wie Minerva aus Jupiters Haupte, einst urplötzlich dastand, und die staunende jubelnde Menge an die Wunderklänge seines Instrumentes bannte. — Es mag Vieles, sehr Vieles in dieser Erzählung zur Wahrheit hinzugedichtet worden sein, aber wer den großen Virtuosen auch nur ein einziges Mal gesehen und gehört, findet es erklärlich, wie sie entstanden und Verbreitung und Glauben gefunden. Die tiefe Melancholie, welche über die ganze edle, gehaltene Erscheinung des Künstlers wie ein Schleier gebreitet liegt, reizt und ermächtigt unwillkürlich dazu, hinter ihr bittere unverschmerzte Lebenserfahrungen zu ahnen, Leidensstunden, welche den Stempel einer wehmüthigen Trauer auf diese edel geschnittenen, von den dunklen, seelenvollen Augen träumerisch erleuchteten Züge prägten, und dem Spiele des bleichen Mannes diese erschütternde Tiefe und Innigkeit, diese magische unnennbare Gewalt über seine Zuhörer einhauchten. — Selbst sein am meisten gefeiertes Conzertstück „der Carneval von Venedig*)" diese „Burleske", wodurch Ernst zur Seite des großen Geisterbeschwörers Paganini tritt und mit ihm den Zauber theilt, aus den Saiten

*) Er spielte es unter dem Jubel der außerordentlich zahlreichen Versammlung in beiden Concerten, welche er bis jetzt veranstaltete; in dem letzteren gab er selbst einem von mehreren Seiten gerufenen Da Capo freundlich Gehör und erwarb durch einige neue Variationen desselben Themas den lauten Dank des Publikums. — Eben da hörten wir nächst alt berühmten, mit beispielloser Virtuosität gespielten Maysederschen Variationen eine Tanzweise aus dem sechszehnten Jahrhundert, auf deren reizende Eigenthümlichkeit die wohlbekannte Chiffre L. S. in der Schlesischen Zeitung in voraus aufmerksam gemacht hatte, und welche auch in der That durch Originalität, Grazie und melodische Fülle in gleichem Grade allgemein bezauberte.

der Violine mit ein paar Strichen redende Bilder hervorzurufen — ist sie nicht vielmehr eine Humoreske in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes? Wer sie hörte, muß in dem Tondichter unfehlbar den ersten Humoristen der Violine bewundern. Hier ist Ironie, Gemüthstiefe, poetische Fülle; man möchte sagen Scharfsinn und Witz in einem Tableau belebter Tonfarben vereint — und doch besteht die merkwürdige Composition aus nichts als vierzig oder sechszig Variationen eines Themas von nur sechs Takten! Die Variationenform ist nächst der Fugenform oft vorzugsweise der Langweiligkeit angeschuldigt worden; aber so behandelt, wird sie höchst unterhaltend, da jede Variation nicht blos eine Veränderung des ersten Gedankens, sondern einen neuen Gedanken giebt, der in jenem wirklich geschlummert, den eben nur das Genie wecken konnte. So hat Ernst aus den paar einfachen Noten, nach denen der Pulicinell bekanntlich im Stelzentanze sich bewegt, das großartige venetianische Karnevalsleben in Tonweisen entwickelt, welche unsere Phantasie allgewaltig auf den Markusplatz der merkwürdigen Inselstadt hinüberwiegen. Wir nehmen die romantischen, bizarren und jovialen Masken wahr, wie sie im tumultuarischen Gewirr hin und her brausen, wie sie einander necken — eine jede Tonwendung versinnlicht uns ein spitzfindiges Bonmot, es ist als umhüpften uns bei diesen Tönen Amoretten, Gnomen und Kobolde — und diese Phantasmen kehren hundert und hundertmal in bunten Reigen wieder und umgarnen mit neuen süßen Neckereien unser Herz. Ernsts Carneval ist die personificirte Lust, welche dem magischen Bogen des Geigers entströmt — eine Lust, die unsere Pulse durchglüht, die sänftigt und tröstet, erquickt und beruhigt, und doch die Sehnsucht, sie in stets vollen Zügen zu genießen, nicht stillt. **10.**

Aus österreichisch Schlesien.

„Guten Tag, Herr Landkutscher!" rief die hübsche Kelnerka unserem Wenzel zu, als unser Dreigespann vor dem goldenen Adle n Skotschau still hielt. „Guten Tag, Liesel! Gott sei gelobt und gedankt, daß wir endlich das Hundeland der Polen hinter uns haben. — Hausknecht, nehm Er die Pferde in Obacht! — Das ist eine Wirthschaft da drüben in dem Königreiche. In unserem letzten Nachtquartier, in Kenty, bin ich nun schon zum dritten Male schlecht bedient gewesen. Und „a Schnitzerl" haben sie mir vorgesetzt? Ich hätte meinem Spitzerl den Tort nicht anthun mögen, es mit ihm zu theilen." So antwortete unser Wenzel, und wir dachten daran, was wohl ein armer polnischer oder russischer Jämschtschik dazu sagen würde, wenn er seinen mährischen Amtsbruder so den unzufriedenen großen Herrn spielen sähe. Unser Wenzel war überall, wo man ihn nicht auf den Händen trug, unzufrieden. Der Russe und der Pole wären selbst mit einem Strohlager zufriedener gewesen, und hätten uns zu Zwiebeln und Kohlsuppe ein hübsches Nationallied gesungen.

Doch theilten auch wir übrigens die Zufriedenheit unseres Rosselenkers. Denn wir freuten uns nicht wenig, daß wir endlich einmal wieder ein Stück unseres Vaterlandes unter den Füßen hatten oder doch wenigstens waren wir glücklich in dieser Idee. Denn eine Realität ist es noch wohl kaum, obgleich, als wir über die Biala-Brücke bei Bielitz fuhren, uns der Zolleinnehmer versichert hatte, wir müßten hier zum zweiten Male Brückengeld bezahlen, weil wir nun „nach Deutschland" kämen.

Unser Vaterland ist ein wunderliches Ding, und so bunt zusammengesetzt, wie irgend eins. Während im Süden am adriatischen Meere Italiener und Celten, im Westen am Rhein Franzosen und Flamländer, im Norden Kassuben, Wenden und andere barbarische Nationen in seinem Schatten nisten, sind es hier im Osten, wo wir eintraten, Sarmaten, Moravier und Tschechen, die deutschen Boden bewohnen, und wir hatten noch fünfzig Meilen bis Dresden und bis Wien zu fahren, ehe wir in eigentlich ächt deutsche Kreise eindrangen.

Das Stück von Deutschland, das wir nun durchschritten, das Herzogthum Teschen, und eben so sein Schwesterländchen, das Herzogthum Troppau, sind nur erst in ihren städtischen Elementen fast völlig deutsch. Auf dem flachen Lande mischt sich germanischer und sarmatischer Stamm. Der ganze Adel der Provinzen hat freilich deutsche Bildung, und sogar die alte polnische Mittelklasse zwischen Bauer und Adel, der Schlachtize, spricht gewöhnlich deutsch, zugleich aber auch ihre alte Muttersprache, das Polnische. Auch giebt es schon manche Dörfer, die ganz deutsch sind. In vielen sind Deutsche und Polen zu gleichen Theilen gemischt. In den meisten aber herrschen die Polen, die Urbewohner des Landes, vor. Manche deutsche Dörfer haben einen polnischen Herrn, und umgekehrt viele polnische einen deutschen oder doch verdeutschten. Wie lange schon die beiden Nationen sich hier so durchdringen und einander umschlungen halten, läßt sich wohl kaum mehr bestimmen. Doch muß es schon lange her sein; denn schon Tacitus spricht von „Germanen, die an der Quelle der Weichsel wohnten, unordentlich und schmutzig wären, und bei denen sogar der Vornehme schlecht und gemein lebe, weil sie beständig mit den Sarmaten umgingen und sich mit ihnen mischten." Unbegreiflich ist es, daß bei dieser zweitausendjährigen Mischung nicht schon längst ein Stamm über den andern siegte, und namentlich, daß das polnische Element nicht schon längst von dem deutschen völlig verdrängt und ekrasirt wurde.

In Skotschau war Markttag, und es war viel Volks aus den Bergthälern und Ebenen zusammengeströmt, Wasserpolaken, Jazygen und Deutsche. Sie kauften Eisen- und Manufakturwaaren ein. Denn in Skotschau wird die Weberei noch eben so eifrig und auf dieselbe Weise betrieben, wie in Biala und Bielitz, und dazu ist nun neuerdings noch ein anderer Industriezweig in diesen Gegenden aufgekommen, nämlich der der Eisenfabrikation. Man läßt

das Roheisen aus dem Preußisch Schlesien kommen, und verarbeitet es zu Zaineisen und Eisenwaaren. Es nähren sich jetzt schon fünfzig Menschen von dieser neuen Industrie.

Bemerkenswerth ist es, wie mit dem Aufhören der polnischen Wirthschaft auch die Verbreitung der Wölfe aufhört, und wie dieses Thier immer mehr verschwindet, je mehr die deutsche Nationalität hervortritt. So ist in Galizien noch Alles voll von Wölfen, doch mehr noch in den östlichen Theilen als in den westlichen. Im Herzogthum Teschen kommen bei zahlreicheren Deutschen die Wölfe auch seltener vor. Im westlichen Theile von Troppau aber, wo schon Alles deutsch ist, sind auch die Wölfe fast völlig verschwunden. In den Dörfern der Jablunkaberge herrscht die Sitte, daß der Erleger eines Wolfes das getödtete Unthier von Haus zu Haus herumführt, und von den Einwohnern dafür ein kleines Douceur, eine Handvoll Mehl, ein Stück Speck, ein Brot u. s. w. empfängt. Nachher schneidet er ihm die Schnautze ab, und bekommt für deren Einlieferung von der Regierung noch einen Dukaten.

Es ist bekannt, daß ehemals in Schlesien fast so viele souverain regierende Herzöge waren, als es jetzt dort große Gutsbesitzer giebt. Auf Jagden und bei andern Festen waren solcher regierender Häupter oft zwölf bis zwanzig beisammen. Auch Skotschau war sonst die Residenz eines solchen kleinen Königs, und jetzt cursiren noch allerlei Erzählungen von einer ehemaligen Herzogin Lucretia von Skotschau unter dem Volke. Ein schlesischer Herzog war ehemals eine so unbedeutende Person, daß einmal eine sehr kleine schlesische Stadt sich die Freiheit nahm, einen derselben wegen Schelmereien wie einen gemeinen Verbrecher einfangen und hinrichten zu lassen.

(Kohl.)

Zeitrechnung.

Die „vermischten Schriften" des russischen wirklichen Staatsrathes F. Th. Schubert, dessen wohlgetroffenes Portrait denselben beigegeben ist, sind mit dem fünften Bande geschlossen worden. Das seltene Talent, welches der Verstorbene in hohem Grade besaß, Lehren der Sternkunde und Physik klar und angenehm vorzutragen, und selbst dem denkenden Laien die Geheimnisse der Wissenschaft auf belehrende und anregende Weise zu erschließen — offenbart sich unter den interessanten Schlußmiszellen des überhaupt allgemeinster Beachtung zu empfehlenden Werkes recht schlagend in einer ungemein lehrreichen und deutlichen Auseinandersetzung der Zeitmessungen, durch welche unser Kalenderjahr bestimmt ist. Hier beweist Schubert zugleich, daß die bei uns gültige verbesserte gregorianis e Zeitrechung, wie sehr sie auch die ält julianische übertreffe, doch noch Manches zu wünschen übrig lasse. Der gregorianische Kalender — sagt er — gründet sich demnach auf folgende Regel. Jede Jahreszahl, die sich entweder — wie 1823 — nicht durch vier, oder die sich — wie 1800 — durch hundert, aber nicht durch vierhundert dividiren läßt, gehört zu einem gemeinen Jahre von 365 Tagen; jedes Jahr, welches sich entweder — wie 1824 — durch vier, aber nicht durch hundert, oder welches sich — wie 1600 und 2000 — durch vierhundert dividiren läßt, ist ein Schaltjahr von 366 Tagen. Nach dieser Regel fallen also in hundert Jahren dreimal nach einander nicht 25, sondern nur 24 Schaltjahre ein, im vierten Hundert aber 25, so daß vierhundert gregorianische Jahre 97 Schaltjahre, das heißt, vierhundertmal 365 und 97 Tage enthalten, welches 146,097 Tage macht. Dividirt man diese Zahl durch vierhundert, so findet man 365 Tage, 5 Stunden, 49 Minuten, 12 Sekunden, welches die Länge des Jahres ist, die bei dem gregorianischen Kalender zum Grunde liegt. Das gregorianische Jahr ist also um 24 Sekunden zu lang, und diese 24 Sekunden machen in 3600 Jahren einen ganzen Tag, in welcher Zeit folglich ein Tag zu viel eingeschaltet ist. Das julianische Jahr von 365 Tagen 6 Stunden ist um 11 Minuten und 12 Sekunden zu groß, welches 28mal 24 Sekunden ausmacht. Obgleich also das gregorianische Jahr 28mal genauer ist, als das julianische, so ist es doch nicht ganz ohne Fehler. Dieser Fehler des gregorianischen Kalenders besteht darin, daß er in 3600 Jahren einen Tag eingeschaltet, oder um einen Tag hinter dem wahren Sonnenjahre zurückbleibt. Dieser Fehler ist zwar für den Gebrauch des gemeinen Lebens unbedeutend, indem er sich nur erst nach 43,200 Jahren, oder im Jahre 45000 der christlichen Zeitrechnung zu dem Fehler von zwölf Tagen anhäuft, der schon jetzt im julianischen Kalender stattfindet. Indessen scheint es der Vollkommenheit der astronomischen Kenntnisse, die unser Zeitalter auszeichnet, unwürdig, eine unrichtige Form des Jahres im bürgerlichen Leben zu dulden; und ohne der Pedanterie beschuldigt zu werden, darf man wohl den Wunsch äußern, daß, wie zu Gregor's Zeit, alle Fürsten Europas übereinkommen möchten, nicht allein diesen verbesserten Kalender allgemein anzunehmen, sondern ihn, nach dem jetzigen reiferen Zustande der Sternkunde von Neuem zu verbessern und eine Form des Jahres oder eine Regel der Einschaltung einzuführen, die nicht etwa, wie die gregorianische, beinahe, sondern die vollkommen mit dem Himmel übereinkommt. Zu diesem Zwecke nehme ich mir die Freiheit, eine Regel vorzuschlagen, die mit der vollkommensten Genauigkeit eine große Einfachheit verbindet, indem ich mich sehr wohl bescheide, daß dieser Vorschlag zu einer Zeit, wo man so viel wichtigere Geschäfte hat, als sich um die Länge des Jahres, oder um den Kalender zu bekümmern, und wo man zu viel mit der Gegenwart beschäftiget ist, um an die Zukunft zu denken, nur ein philosophischer Traum bleiben wird. Wenn man die wahre Länge des Jahres von 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Sekunden mit 450 multiplicirt, so erhält man, ohne um eine einzige Sekunde zu fehlen, 164,359 ganze Tage, welches 450 gemeine Jahre von 365 Tagen und 109 Tage, oder 341 gemeine und 109 Schaltjahre ausmacht. Um also ein bürgerliches Jahr zu haben, welches mit dem astronomischen bis auf die Sekunde übereinkommt,

müßte man es so einrichten, daß unter **450** Jahren immer **109** Schaltjahre vorkämen; die Regel wird aber einfacher, wenn man beide Zahlen verdoppelt, so daß auf **900** Jahre immer **218** Schaltjahre kommen. Da nämlich auf diese Art unter viermal **900** oder unter **3600** Jahren **872** Schaltjahre vorkommen, nach dem gregorianischen Kalender aber in **400** Jahren **97**, also in **3600** Jahren **873** Schaltjahre, so wird hierdurch gerade der eine Tag weggelassen, der im gregorianischen Kalender, wie man eben gesehen hat, in **3600** Jahren zu viel eingeschaltet wird. Die einfachste Methode, um jedem Zeitraume von **900** Jahren **218** Schaltjahre zu geben, würde die sein, daß man anstatt **409** Jahre des gregorianischen Kalenders, auf welche immer ein Schaltjahr fällt, abwechselnd **400** und **500** nähme. Die Regel würde demnach folgende sein: Im Allgemeinen hat das Jahr **365** Tage, jedes vierte Jahr aber ist ein Schaltjahr von **366** Tagen; jedes hundertste Jahr ist ein gemeines Jahr mit der Ausnahme, daß abwechselnd das vierhundertste und das fünfhundertste ein Schaltjahr ist. Wenn also jetzt, da wir das achtzehnte Jahrhundert, mithin zwei dieser Perioden von **900** Jahren zurückgelegt haben, dieser Kalender eingeführt werden sollte, so würde, wie im julianischen Kalender, jede Jahreszahl, die sich durch vier theilen läßt, einem Schaltjahr angehören, nur mit folgender Einschränkung: Jedes Säcularjahr ist ein gemeines Jahr, die zwei Fälle ausgenommen, wenn die Zahl der Hunderte selbst, oder ihre um fünf vermehrte Zahl sich durch neun ohne Rest dividiren läßt. Nach dieser Regel wären alle Säcularjahre, so wie alle nicht durch vier theilbare, gemeine Jahre, ausgenommen folgende Schaltjahre: **2200, 2700, 3100, 3600, 4000** u. s. w. ✝

Der Marzipan,

jene feine, würzige Leckerei, welche nicht blos die für Süßigkeiten vorzugsweise eingenommene Frauenwelt zu ihrem Lieblinge erkor, hat in der letztverflossenen Zeit wiederum eine so bedeutende Rolle gespielt, daß es nicht auffallen kann, ihr auch hier einige Zeilen gewidmet zu sehen. Gar Viele nämlich, welche zum heiligen Christfest ihre Marzipanspende mit hohem Genusse verzehrt haben, mögen gewiß nicht wissen, woher dieser fremdklingende Name entstanden, oder vielmehr, worauf er zurückzuführen.

Im Jahre **1407** — erzählen die Chronikenschreiber — waltete ein so kalter nasser Sommer, daß alle Früchte insgesammt verdarben und auf solches Elend eine so schreckliche und allgemeine Hungersnoth folgte, daß damals in Deutschland der Bissen Brot, wie eine welsche Nuß groß, drei Pfenninge kostete — eine bei dem hohen Werthe des Geldes in jener Zeit, besonders für die armen Leute, gar bedeutende Summe. — Diese kleinen homöopatisch bereiteten Dreipfennigbrötchen nannte man Markusbrötchen, nach jenem Heiligen, dessen Namenstag auf den **25.** April fällt — vielleicht diejenige Frist, bis wohin der ärgste Jammer gedauert hatte. Sonst heißt es auch im Volksmunde: „So lange die Frösche quaken vor Markustag, so lange schweigen sie hernach;“ d. h.: So lange es vor Sankt Markus warm ist, so lange nachher ist es kalt — und es könnte wohl auch im Jahre **1407** ein solcher verderblicher Nachwinter mit den erwähnten traurigen Folgen eingetreten sein. Gewiß ist eben nur, daß man später zum Andenken an diese betrübte, glücklich überstandene Zeit am Markustage ähnliche kleine aber reichgewürzte Brötchen buk, welche unter dem Namen des Marcipans — Marci panis (Brot) — sich bald immer feinerer Bereitung und größerer Verbreitung zu erfreuen hatten, und endlich in jeder Epoche des Jahres, am meisten aber um Weihnachten herum, verfertiget — und verzehrt wurden. *✝*

Der Hahnenruf.

Daß alle Unholde und Gespenster vor dem anbrechenden Tage fliehen, weshalb sie auch der Hahnenruf, diese Verkündigung des Morgens, verjagt, ist schon der Glaube der ersten christlichen Jahrhunderte; wie denn überhaupt der Herold des Morgens, dessen Würde und Amt der ältere Plinius so malerisch beschreibt, bei den ersten Christen als ein biblisches, im Leben Jesu nicht unwichtiges Geschöpf erscheint. Schöne Strophen, die sich darauf beziehen, lesen wir bei dem christlichen Dichter Prudentius, welcher singt: Man sagt, daß jene herumschweifenden Dämonen, die sich des Dunkels der Nacht erfreuen, aufgeschreckt durch den Hahnenschrei, zerstreut aus einander weichen. Denn die ihnen verhaßte Nähe des Lichtes, des Heiles und der Gottheit jagt, sobald die Finsterniß gebrochen ist, die Genossen der Nacht in die Flucht. — Man sollte fast meinen, Shakespeare habe diese Stelle vor Augen gehabt, wenn er in seinem Hamlet den guten Horatio sagen läßt:

Ich hab' gehört,
Der Hahn, der als Trompete dient dem Morgen,
Erweckt mit schmetternder und heller Kehle
Den Gott des Tages, und auf seine Mahnung,
Sei's in der See, im Feu'r, Erd' oder Luft,
Eilt jeder schweifende und irre Geist
In sein Revier. — * * *

Mit einer Beilage.

Geeignete Originalbeiträge werden unter Adresse der Redaction nach Breslau erbeten und nach Erfordern angemessen honorirt.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit von **Ferdinand Hirt** in Breslau.

Beilage zum Allgemeinen Oberschlesischen Anzeiger Nr. 2.

Ratibor, Sonnabend den 8. Januar 1842.

Personal = Veränderungen
bei dem Königlichen Ober = Landes = Gericht von Oberschlesien.

Befördert: 1. Der Stadtgerichts=Director, Tribunals=Rath Burchard zu Königsberg in Pr. ist zum Vice = Präsidenten beim Oberlandesgericht zu Ratibor ernannt worden.

2. Der invalide Gefreite Franz Höhn ist als Gerichtsdiener und Erekutor beim Land = und Stadt=Gericht Groß=Strehlitz interimistisch angestellt worden.

Abgegangen: Der Referendarius Peschke wegen Uebernahme von Patrimonial=Gerichten.

Pensionirt: Der Geheime Justiz= und Oberlandesgerichts=Rath Scheller auf sein Ansuchen.

Patrimonial = Jurisdictions = Veränderungen.

No.	Namen des Gutes.	Kreis.	Namen des abgegangenen Richters.	Namen des wieder angestellten Richters.
1.	Klein=Pramsen	Neustadt	Justitiarius Henke	Krim.=Richter Walter zu Neustadt
2.	Zyrowa	Gr.Strehlitz	Stadtrichter Bönisch	Referendarius Peschke zu Zyrowa
3.	Dzieschowitz.	dsgl.	desgleichen	
4.	Rogau.	Falkenberg	Stadtrichter Friehmelt	Stadtrichter Eiffler zu Falkenberg.
5.	Schedlau	dsgl.		

Nachweisung der erwählten, bestätigten und vereidigten Schiedsmänner.

Nr.	Benennung der Ortschaften	Namen der Schiedsmänner	Nr.	Benennung der Ortschaften.	Namen der Schiedsmänner
1.	Kochlowitz, Neudorf, Bykowine, Klodnitz, Radoschau und Halemba Beuthener Kr.	Schullehrer Seyfried zu Kochlowitz	3.	Ignatzdorf und Hohenlohhütte Beuthener Kr.	Schullehrer Masur zu Hohenlohhütte
2.	Kattowitz Beuthener Kr.	Schullehrer Sonneck zu Kattowitz	4.	Stadt Falkenberg	Bürgermeister Giersberg zu Falkenberg

Bekanntmachung.

Am 11. k. M. und Jahres sollen in unserem Geschäfts=Lokal 7 Scheiben geschmolzenes Talg, an Gewicht
4 Ct. 6 ℔ brutto,
gegen gleich baare Bezahlung an den Meistbietenden verkauft werden, was wir hiermit zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Ratibor den 28. December 1841.

Königl. Haupt = Steuer = Amt.

Belohnung.

Wiedererstatter, eines auf eine besondere Art abhanden gekommenen goldenen Trauringes, worin C. B. und die Jahreszahl 1831 gravirt ist, erhält von der Redaction dieses Blattes als Belohnung den vollen Werth dieses Ringes ausgezahlt.

Ein großer kupferner Kugel=Kessel für Färber ist billig zu verkaufen, das Nähere im Hause Nr. 6 am Ringe.

Unterzeichneter giebt sich die Ehre hiermit anzuzeigen, daß jeden Sonn= und Feiertag, bei günstiger Witterung, Tanzvergnügen stattfindet, wozu ergebenst einladet

Nawrath.

Lucasine den 7. Januar 1842.

Denjenigen, der bei dem am 27. Dezember v. J. im Rathhaus=Saale stattgehabten Festmahle in den Besitz meines schwarzen Filzhutes gekommen ist, ersuche ich um dessen baldige Zustellung.

Ratibor den 3. Januar 1842.

Felix,
Damenkleiderverfertiger,
Fleischer = Gasse Nr. 106

Ein junger Mensch von gebildeten Eltern, der Schulkenntnisse hat und die Handlung erlenen will, kann sofort ein Unterkommen finden unter sehr billigen Bedingungen bei

Joh. Bannerth
in Tarnowitz.

Im Lohnitzer Walde wird vom neuen Jahre ab, trockenes und breitscheitiges Buchen=Leib=Holz in halben Klaftern nach preuß. Maaß und Inhalt aufgestellt mit herabgesetzten Preisen im Walde per 4 Rthlr. 20 Sgr., nach Ratibor franco geliefert mit 5 Rthlr. 12 Sgr. verkauft. Bestellungen auf Holz können der schnelleren Einlieferung wegen im Gasthause des Herrn Jaschke abgegeben werden.

Ratibor den 2. Januar 1842.

Bekanntmachung.

Da ich das in Katscher, am Ringe gelegene, ehemals Polkosche, jetzt Neißersche Gasthaus für meine Rechnung übernommen habe, so bitte ich um geneigten Zuspruch, indem ich die reellste und prompteste Bedienung verspreche.

Katscher den 5. Januar 1842.

Joseph Lubowski.

Uebersicht

der in der städtischen Kranken-Anstalt zu Ratibor vom 1. Januar bis Ende December 1841, ohne Unterschied der Religion und des Geschlechts, aufgenommenen und verpflegten Kranken, so wie derer außerhalb der Anstalt ärztlich behandelten, und für Rechnung des Instituts mit Heilmitteln versehenen leidenden Personen.

	Zahl der Kranken.	
Am Schluße des Jahres 1840 verblieben in der Anstalt	9	
aufgenommen und in der Anstalt selbst verpflegt wurden	292	
außerhalb der Anstalt wurden ärztlich behandelt und mit Heilmitteln versehen .	573	
im Ganzen .		874
Von diesen		
sind genesen und wurden geheilt entlassen .	847	
es starben . . .	3	
und zwar: 1. die Magd Josepha Dörfel am Nervenfieber, 2. der Ortsarme Schuhmachermeister August Hainisch an Abzehrung, 3. die Ortsarme unverehl. Johanna Neuberger am Nervenfieber		850
Es verbleiben mithin am Schluße des Jahres 1841 noch in Kur begriffen . .		24

Unter der Zahl vorstehender Kranken befanden sich:

778 Katholiken,
84 Evangelische,
12 Juden,

dem Stande nach:

328 Handwerks-Gesellen,
446 Dienstboten,
5 Handwerks-Lehrlinge,
69 Ortsarme,
26 fremde Kranke.

Nach den verschiedenen Ländern und Provinzen:

Aus Oberschlesien	761
„ Niederschlesien	26
der Grafschaft Glatz	1
„ Mark Brandenburg	9
aus Pommern	1
„ Ost- und Westpreußen	3
„ dem G. H. Posen	2
„ „ Herzogthum Sachsen	8
„ Westphalen	2
„ Oesterr. Schlesien	21
„ Mähren	19
„ Böhmen	3
„ Siebenbürgen	2
„ dem Königreiche Sachsen	6
„ „ Herzogthum Braunschweig	3
„ „ Königr. Baiern	2
„ „ „ „ Polen	3
„ Hamburg	2
	874

Die in der Anstalt selbst aufgenommenen und darin behandelten 301 Kranken haben durch

5571 Tage

Wartung und Verpflegung genossen, und haben sich mithin täglich mehr als

15 Kranke

in der Anstalt befunden, welchen die außerhalb des Krankenhauses ärztlich behandelten und mit Heilmitteln versehenen hülfsbedürftigen Personen noch hinzu zu rechnen sind.

Wie wohlthätig das Institut wirkt geht aus obiger Zusammenstellung zur Genüge hervor, unerwähnt kann jedoch nicht gelassen werden, daß unter obigen 301 im Institut behandelten Kranken, sich eine große Menge an ansteckenden und eckelhaften Uebeln leidende Kranke befanden, die ohne Aufnahme in diese Heilanstalt in den Familien viel Unheil hätten anrichten können. Die Anstalt bewährt ihre Nützlichkeit und Nothwendigkeit für das Publikum immer mehr, in demselben Grade wachsen aber auch die Unterhaltungs-Kosten. Die Stadt-Commune leistet dazu bereits weit bedeutendere Zuschüsse, als gesetzlich erforderlich wäre, weshalb das Institut den Mehrbedarf aus dem eigenthümlichen, leider nur zu unbedeutenden Fonds decken muß. Daher empfehlen wir das Institut beim Beginn des neuen Jahres ganz besonders der Wohlthätigkeit und dem Wohlwollen aller Menschenfreunde und richten an dieselben die ergebenste Bitte:

uns durch fernere Leistungen milder Gaben in den Stand zu setzen, den erhöhten Anforderungen an das Institut, auch in der Folge zu entsprechen. Ratibor den 30. December 1841.

Die Verwaltung des städtischen Krankenhauses.

In meinem am Ring gelegenen Haus ist eine einzelne Stube, vorn heraus, zwei Treppen hoch, vom 1. April d. J. ab zu vermiethen.

Ratibor den 3. Januar 1842.

Hornung.

Ein Bedienter bei einer vornehmen Herrschaft wird zum 1. Februar d. J. gesucht und möge sich bei der Redaktion dieses Blattes unter Vorzeigung der erforderlichen Atteste melden.

In meinem Hause auf dem Zbor Nr. 161 ist der Mittelstock bestehend in 4 Stuben, geräumiger Küche, nebst Zubehör zu vermiethen und zum 1. April 1842 zu beziehen. Ratibor den 30. Decb. 1841. Lüthge, Tischlermeister.

Markt-Preis der Stadt Ratibor

am 5. Januar 1842. Ein Preuß. Scheffel kostet	Weizen Rl.	sgl.	pf.	Roggen Rl.	sgl.	pf.	Gerste Rl.	sgl.	pf.	Erbsen Rl.	sgl.	pf.	Hafer Rl.	sgl.	pf.
Höchster Preis	2	9	—	1	12	—	—	27	—	1	13	6	—	21	—
Niedrigster Preis	1	25	6	1	7	6	—	24	—	1	9	—	—	18	—